Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 13

Artikel: Gespenstergeschichten aus Bern

Autor: Correvon, Hedwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636133

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Ansicht von Fachleuten handelt es sich wirklich um eine Fahne; nach älteren Berichten war sie rot und weiß; heute ist nur das weiße Leinwandstück erhalten, dem zwischen ornamentalen Verzierungen sechs Reihen von je zehn Wappenbildern aufgedruckt sind, die vielleicht ehemals silbern glänzten oder in Silber aufgelegt waren. Die Wappentiere sind abwechselnd der einköpfige wiedersehende Adler und der stehende habsburgische Löwe. Der einköpfige Adler ist das Wappentier des deutschen Reiches im 14. Jahrhundert, im 15. Jahrhundert kommt der Doppeladler auf, im 16. Jahrhundert der gekrönte Adler. Daraus läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, daß das Banner aus einer Zeit des 14. Jahrhunderts stammt, wo ein Herzog von Oesterreich-Habsburg zugleich deutscher Kaiser war oder auf diese Würde Anspruch erhob, und das trifft nur zu für die Jahre 1298—1308 (Albrecht) und 1314—1330 (Friedrich). Freilich, scheint auch durch das Banner die Tradition bestätigt, ein Beweis ist damit weder für die Richtigkeit von Haffners Fabeleien, noch für Justingers anmutiges Lob auf die Solothurner erbracht. Kann doch die Fahne auch auf andere Weise ins Ursusmünster geraten sein. Wir müssen also auch in Zukunft das Fragezeichen neben den Einzelheiten der Belagerung und ihrer Aufhebung wie bei der Herkunft des Ursusbanners und seiner Beziehung zu den denkwürdigen Tagen des Jahres 1318 stehen lassen. Das tut aber den alten guten Beziehungen zwischen Bern und Solothurn, die durch alle Jahrhunderte dauerten ohne zu erkalten, keinen Eintrag. Und heute, wo sonst nach allen Richtungen hin der Verkehr fast unmöglich wird, während uns mit Solothurn die Elektrische verbindet, ist es uns angenehm, uns dieser alten Beziehungen zu erinnern und sie persönlich zu erneuern. Dann freuen wir uns nicht nur der reizenden Lage und Umgebung der Aarestadt am Jura, wir lassen auf uns den historischen und künstlerischen Zauber wirken, der ausgeht von den Türmen und Bastionen, von Brücken und Toren, von Palästen und Kirchen, von Bürgerhäusern und Brunnen, von Kathedrale und Rathaus, von Museum und Zeughaus und ihren reichen und anregenden Schätzen.

Gespenstergeschichten aus Bern.

Von Hedwig Correvon.

Die geheimnisvolle Schmiede.

Nur noch alte Leute mögen sich aus Erzählungen ihrer Väter erinnern, daß in der Nähe des Bundeshauses, da, wo jetzt geschlossene Häuserreihen die Straßen begrenzen, eine große Schmiede stand. Von jeher wurde allerlei über sie gemunkelt, und es gab gewisse Zeiten im Jahre, da man sich scheute, an ihr vorüberzugehen, und wenn die Feuerwärme noch so heimelig die Winterkälte durchdrang und den Schnee vor ihrem Tore rötete und die Hammerschläge noch so fröhlich durch die Gassen schallten. Weder die Gesellen noch die Nachbarn wußten den Grund des Geheimnisses, das sie umgab. Von Zeit zu Zeit lief die Kunde, es hätte einer, der an der Schmiede vorübergelaufen sei, einen geschwollenen Kopf davongetragen, der ihn für längere Zeit ins Bett gebannt hätte. Und viele wollten zeitweilig ein herzzerreißendes Geschrei aus der Tiefe der Werkstatt vernommen haben.

Es kam die Zeit, da man sich doch endlich entschließen mußte, das alte, zerfallene Haus niederzulegen und die Schmiede in eine andere, weniger rasch sich bevölkernde Gegend zu verlegen. Was half's, daß Alte, Bedächtige ihre warnende Stimme erhoben? Nur schwer fand man Männer, die sich an die Arbeit des Abreißens machten, und schwer war es, die, welche sich dazu entschlossen hatten, bei der Arbeit zu erhalten. Es war, als hätte ein Bann jeden belegt, der seine Hand an ein Werkzeug legte. Und je mehr die Abbrucharbeiten auf die Fundamente gingen, desto langsamer gingen sie vonstatten. Man machte sich daran, einige Steinplatten vom Keller zu heben. Da prallten alle zurück. Was war zu sehen? Nebeneinander, übereinander lagen eine Menge Kinderknochen und Kinderschädelchen, halb angebrannt, teilweise in Staub zerfallen. Und aus der Tiefe klang ein langgezogener Wehlaut. Wer hatte ein Verbrechen an diesen armen, wehrlosen Geschöpfen begangen? Wo waren die Mütter, die sie, kaum geboren, dem Feuertode im Schmiedeofen ausgeliefert hatten? Man sammelte die Reste, die beim Eindringen der Luft nicht gänzlich zu Staub zerfielen, sorgsam zusammen und vergrub sie in einem Friedhof. Und mit dem neuen Haus, das an Stelle der alten Schmiede erstand, wich auch das Grauen von diesem Ort.

Die verweigerte Messe.

Ein Handwerksbursche war die ganze Nacht gelaufen, ohne die Stadt vor Anbruch der Nacht erreichen zu können. Er suchte deshalb in einer kleinen Kapelle außerhalb des Stadtringes einen Unterschlupf und war froh, die Nacht unter einem Dache verbringen zu können. Alles war still und ruhig, kein Mensch um den Weg. Sogar die Fledermäuse schienen sich aus ihren Schlupfwinkeln nicht bewegen zu wollen. Nur auf dem Altar brannte ruhig ein kleines Licht. Der junge Mann schob seinen Wandersack unter den Kopf und schlief fest ein. Da schreckte er plötzlich auf: eine laute Stimme hallte durch das Gewölbe, erfüllte den Raum, also daß die Wände auseinanderzubersten drohten und das Licht auf dem Altare unruhig zu flackern begann. „Ist jemand hier?" rief die Stimme, und dann zum zweiten und zum drittenmal: „Ist jemand hier?" Der Bursche wollte entweilen, doch etwas hielt ihn in der Kapelle zurück. Voller Scheu blickte er nach der Richtung, von der die Stimme kam, und da sah er auf dem Altar ein aufgeschlagenes Buch, das vorher noch nicht dagelegen hatte. Wie er genauer hinsah, konnte er eine Knochenhand erkennen, deren Zeigefinger auf einer Zeile der Buchseite lag. Und aus dem Dämmer hob sich nach und nach eine dunkle Priestergestalt hervor, deren Antlitz er nicht zu erkennen vermochte. „Ich bin hier," sagte der Bursche schüchtern. „Ich habe hier ein wenig geschlafen," und wollte sein Bündelchen vom Boden aufheben. „Kannst du eine Messe lesen?" tönte es in ganz verändertem Tone vom Altar her. „Komm nur her, ich tue dir nichts." Der Bursche ging zagend zum Altar vor und las aus dem Buche eine Messe, so gut er es eben konnte. Lautlos blieb der Priester an seiner Seite stehen. Von Zeit zu Zeit hob er die knöcherne Hand, um das Zeichen des Kreuzes zu schlagen. Als der Bursche geendet hatte, sagte er mit bittender Stimme: „Bespritze mir die Hand mit Weihwasser." Auch das tat der junge Mann. Da hob ein langer, tiefer Seufzer die Brust des sonderbaren Priesters, und wie zum Danke legte er die Hand auf die Schulter des Burschen. „Jetzt bin ich endlich erlöst," sagte er mit tiefer Stimme. „Hundert Jahre habe ich an diesen Ort zurückkommen müssen und habe im Grabe keine Ruhe gefunden. Denn einst ist eine arme Frau zu mir gekommen und hat mich gebeten, für ihr Kind eine Messe zu lesen. Ich habe dies verweigert, weil sie kein Geld bei sich hatte. Da ist sie nach Hause gegangen und hat die letzten sechzig Rappen, die sie noch hatte, geholt und sie mir übergeben wollen. Ich aber habe zu ihr gesagt und sie dabei ausgelacht: Geh' und schau, ob du einen andern findest, der um dieses Geld eine Messe liest. Und seither muß ich jede Nacht selber jemand suchen, der dies, und zwar ohne Lohn, tut."

Sinnspruch.

Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Goethe.